

„In unsern Händen“

Mit dem Kulturfilm „In unsern Händen“ gedenkt die Handwerkskammer einen weiten Wurf zu tun, genau gesagt, einen Wurf ins Ziel des deutschen Absatzmarktes, den wir dringend benötigen. Der Film soll jenseits des großen Wassers für die Eigenart und Güte des deutschen Handwerks zeugen. „Made in Germany“ soll man — nach den Worten des Industrie- und Handelskammerpräsidenten — anerkennend zu diesem Film sagen. Nun, da muß man zwischen zwei Dingen wohl unterscheiden, nämlich der Qualität des deutschen Handwerks an sich (in der Welt ein Begriff) und der Qualität des Films selbst.

Wie wichtig man das Ereignis nahm, erhellte daraus, daß nicht weniger als zwei Minister zur Uraufführung des Films in der „Brücke“ erschienen waren, und zwar Präsident Arnold und Interims-Kultusministerin Frau Teusch. Es war sogar, wie Herr Schulhoff, der Handwerkskammerpräsident, sagte, die erste Amtshandlung des wiedergewählten Ministerpräsidenten überhaupt. Auch das übrige Auditorium sah dem Ereignis mit Erwartung entgegen.

Über die Bewertung des deutschen Handwerks sprechen, hieße Eulen nach Athen tragen, es kann sich also nur darum handeln, zum Film an sich Stellung zu nehmen, zu dem Frau Teusch eingehend das Wort nahm. Sie bezeichnete ihn als inhaltlich, formal und propagandistisch ausgezeichnet, aber nicht nur sie hat so gesprochen, sondern auch die Prädikatierungskommission, die dem Film steuerliche Begegnung insofern zusprach, als die eingehenden Beträge der weiteren Förderung des Kulturfilms dienen sollen, wodurch die Vergünstigung für den Theaterbesitzer wieder aufgehoben, andererseits aber jener Fonds wieder aufgefüllt wird, aus dem man vorher geldliche Beihilfen gab. Aber kommen wir zum Kernpunkt des Problems: Ist der Kulturfilm „In unsern Händen“ geeignet, das deutsche Handwerk außerhalb der Grenzen zu propagieren?

Nun, es will uns scheinen, daß mit diesem Werbestreifen wenig Ehre zu gewinnen sein wird. Er erschöpft sich darin, einen Ausschnitt nach dem anderen aus der Handwerkslehre

verschiedener Berufe aneinanderzureihen, ohne doch jemals die Dynamik solchen Schaffens darzustellen. Man möchte meinen, es wäre besser gewesen, einen einzigen Lehr- und Schaffensvorgang zu exemplifizieren, um dem Zuschauer statt Momentaufnahmen aus zwanzig Ateliers das „Werden“ einer deutschen Handwerksleistung zu zeigen.

Der Film schafft sich endlich eine dramaturgisch unerwartete Apotheose dadurch, daß man die gezeigten dokumentarischen Momente in Bausch und Bogen zusammenfaßt, um aus ihnen einen gotischen Dom (den Kölner Dom!) bis zur Kreuzblume aufzuwölben, was sicherlich mit dem heutigen Schaffen des deutschen Handwerks nicht das geringste zu tun hat. Das gehört wesentlich ins Gebiet der Architektur — vergangener Zeiten; wollte man aber symbolisch sein und gleichzeitig handfest demonstrieren, so wäre die Wahl eines Nachkriegswohnhauses das Logischere gewesen. Denn in ihm findet man alles das, was der Handwerker macht: das Möbelstück, das Hauskleid, den Knopf, die Brille und endlich, auf dem Kopf der Hausfrau nämlich, die Frisur. Wenn man schon den amerikanischen Zuschauer, der geworben werden soll für deutsche Handwerksqualitätsarbeit, packen will, wie hat man sich dann seine Reaktion darauf vorgestellt, daß er zunächst den Polsterer, die Schneiderin sieht, um sich plötzlich im Dom von Köln wiederzu-

finden? Atmosphäre ausgerechnet durch ein sehr schönes Gedicht des völlig unkirchlichen Dichters Rilke aufgefüllt wird? Wenn man für den Amerikaner etwas schaffen will, wenn man ihn überzeugen will, muß man von seiner Mentalität ausgehen, aber nicht von einer eigenen, die so unklar geblieben ist, daß man zum Schluß völlig vergessen hat, was eigentlich gemeint ist, gotische Baukunst oder das deutsche Handwerk. Gewiß, man wollte „einen Bogen wölben“, aber man wölbte ihn statt über dem Handwerk über der Kirche.

Nein, im Interesse des deutschen Handwerks liegt dieser Film nur auf eine gänzlich interne Weise, und auch nur als Zeitvertreib. Gut nur, daß das deutsche Handwerk hoch wie ein Dom über diesem Film steht, der ihn doch propagieren sollte. Für Amerika raten wir ganz entschieden ab.

H. Sch.